

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Band: 26 (1974)
Heft: 23

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem ersten Rundgang durch die mondänen Erholungsräume der Klinik einem ebenfalls stark kopfbandagierten Modephotographen (Keith Baxter), der ihr Ratschläge aus seiner reichen Verjüngungserfahrung gibt. Noch sei es nicht zu spät, mit dem Leben anzufangen, und das am besten in Cortina (denn an den anderen Orten habe es zuviel mindere Leute). Doch dort kann sie sich nicht recht einleben, sie wartet zu sehr auf ihren Gatten (Henry Fonda), der aber aus geschäftlichen Gründen seine Abreise aus Detroit immer wieder verschiebt. Zum Zeitvertreib führt sie bei jeder Gelegenheit ihre unzähligen Pelze und die wiedergewonnene Schönheit spazieren, und bittet ihre (dreissigjährige) Tochter aus Paris ein paar Tage zu ihr zu kommen. Doch die Tochter kehrt am Flughafen gleich wieder um: Sie will die jugendlichen Verehrer nicht verscheuchen. Wieder allein, gibt die Mutter schliesslich dem hartnäckigsten Bewunderer (Helmut Berger) nach, und steigt mit ihm ins Bett. Als dann endlich der Ehemann (Henry Fonda) ankommt, hofft sie, dass es wieder wie früher wird. Er aber trägt ihr die Scheidung an und fährt wieder zu seiner neuen Freundin. Einsam und verlassen bleibt sie im kalten Cortina zurück.

Durchwegs gähnt der Film vor Langeweile. Der Regisseur wusste offenbar den Filmmetern nicht recht Herr zu werden. Nur so lassen sich die endlosen Landschaftschwenks, Skizzen und Pelz- und «High-Snobiety»-Paraden erklären. Bei einem solchen Drehbuch kann auch ein Kameramann wie Ennio Guarnieri («Giardino dei Finci-Contini», «Bubu», «Metello» usw.) nicht mehr viel ausbügeln. Ausser bei dem Gespräch zwischen Mutter und Tochter schimmert im ganzen Film keine menschliche Wärme durch. Es wird nicht mal versucht, an der Oberfläche zu kratzen.

Thomas Pfister

TV/RADIO-KRITISCH

Das Wort zum Sonntag – beliebter als erwartet

Beliebter als erwartet, beliebter auch, als es vielleicht vielen Programmschaffenden recht ist, erweist sich laut einer Analyse «Das Wort zum Sonntag». 65% aller erwachsenen Zuschauer in der deutschsprachigen Schweiz kennen die Sendung. 37% sehen den Pfarrer regelmässig oder zumindest einigermaßen regelmässig über die Leinwand flimmern, und 47% behaupten, das Gerät wenigstens zwei- bis dreimal zur religiösen Sendung am Samstagabend einzuschalten. Über den Wert solcher Zusammenstellungen kann man streiten. Ein eingeschaltetes Gerät garantiert noch nicht die Aufmerksamkeit des Zuschauers, und der Prozentsatz jener Fernseher, welche die Sendung regelmässig anschauen, scheint mir doch gar hoch gegriffen. Unbestreitbar indessen bleibt, dass die Untersuchungsergebnisse über den Erwartungen liegen.

Gute Sendezeit

Das gute Abschneiden beim Zuschauer hat verschiedene Ursachen. Ein nicht unwesentlicher Faktor ist die Zeit der Ausstrahlung. Im Samstagabendblock zwischen Trickfilm oder Heidi Abels Tierplazierungsversuchen und Werbeblock und Lottozahlen scheint «Das Wort zum Sonntag» zwar etwas deplaziert, aber es könnten sich die Verantwortlichen kaum eine bessere Zeit wünschen. Da hängen – vor einem schulfreien Tag – auch die Kinder noch im Programm drin, und manch ein Erwachsener kriegt dadurch ein Stück von einer Sendung mit, die er freiwillig und bewusst so

schnell nicht einschalten würde. Es wird sich schon allein aus diesem Grunde für die an dieser Sendung stark interessierten Kirchen lohnen, für die Beibehaltung dieser Sendezeit zu kämpfen. Es sind ja Bestrebungen im Gange, «Das Wort zum Sonntag» auf einen andern Termin zu legen. Mich würde nicht wundern, wenn dann die überraschend hohe Zuschauerbeteiligung rapide abnähme. Gegen die Verlegung spricht im übrigen auch noch ein anderer Grund: Der Mensch ist nun einmal ein Gewohnheitstier, und was er über Jahr und Tag eingeübt hat, verändert er nur ungerne. Man würde mit einer Verlegung vor allem jene treffen, denen «Das Wort zum Sonntag» ein echtes Bedürfnis ist, und das sind – darauf ist zurückzukommen – nicht wenige.

Prädikat «ausgezeichnet»

Die gute Sendezeit allein erklärt indessen die Beliebtheit der Sendung nicht, und die Statistik hilft auch nicht recht weiter. Zwar beurteilen 71% die Sendung als ausgezeichnet oder gut, 16% als zufriedenstellend, und nur gerade 7% der Befragten finden «Das Wort zum Sonntag» mässig. Die sechs fehlenden Prozente waren wohl ehrlich genug, ihre mangelnde Erfahrung mit der Sendung nicht durch ein Prädikat zu kaschieren. Aber was heisst hier schon «ausgezeichnet», «gut» oder «mässig», wenn eine Vergleichsbasis fehlt? Aus dieser Erhebung ist allenfalls zu schliessen, dass «Das Wort zum Sonntag» kein Ärgernis ist, niemandem sehr weh tut und allenfalls einem echten Bedürfnis entspricht. Die fehlende Vergleichsmöglichkeit ist auch der Grund, weshalb die meisten Befragten keine formale Änderung wünschen, allfälligen Experimenten abhold und mit der Art der Gestaltung zufrieden sind. Aufschlussreicher als die reine Zahlenstatistik sind die Bemerkungen der Befragten. Aussagen wie «Wir sind gläubige Leute» oder «Ich bin Christ» sind ein Hinweis darauf, dass zumindest ein Teil der Befragten der Samstagabenderrbauung allein schon deshalb positiv gegenübersteht, weil sie ihrem religiösen Empfinden entspricht. Wohlwollende Gleichgültigkeit ist am guten Ergebnis auch nicht unwesentlich beteiligt. «Ist in Ordnung, mehr kann ich nicht sagen» oder «Die Sendung ist schon recht» sind bezeichnende Belege dafür. Immerhin fällt dann auf, wie viele Zuschauer sich eigentlich recht differenziert darüber äussern, weshalb sie einzelne Beiträge gut oder schlecht finden. Zu schätzen wissen die Befragten die Tatsache, dass alle drei Landeskirchen zum Zuge kommen und dann vor allem, dass nicht bloss Bibelsprüche zitiert werden, sondern ein Wort in die Aktualität hineingesprochen wird. Dass nicht jedes angeschnittene Thema jedem behagt, liegt auf der Hand. Der Fächer der Anliegen an die Sendung ist sehr breit und reicht von der reinen Erbauung über den besinnlichen Augenblick bis hin zur Lebenshilfe.

Der Pfarrer in der guten Stube

Für viele Leute, die nicht mehr in die Kirche finden, ist «Das Wort zum Sonntag» zu einem wichtigen Ersatz geworden. Sie sind es, die von der kurzen, aber gehaltvollen *Predigt* (!) sprechen, die mehr bietet, «als wenn man lange in der Kirche sitzt». Bei solchen Aussagen, sie sind recht häufig, schwingt auch immer wieder ein wenig das schlechte Gewissen mit. Aber es muss nicht sein: Ein Teil der Befragten findet es gut, den Pfarrer in der guten Stube vorzufinden, als Gleichberechtigter gewissermassen und nicht als jener Bevorzugte, der von der Kanzel herunterspricht. Hier wird offensichtlich ein latentes Unbehagen gegenüber den Kanzelrednern in der Kirche manifest. Auf guten Boden scheint zu fallen, dass viele Theologen nicht abgerundete Kurzpredigten halten, sondern Denkanstösse vermitteln. Manche diskutieren nach dem «Wort zum Sonntag» mit der ganzen Familie, andere wiederum begrüssen es, dadurch aus ihrem Alltag, der sonst keinen Platz «für diese Dinge» lässt, zu einem Augenblick der Besinnung geführt zu werden. Und vielen ist «Das Wort zum Sonntag» ganz einfach Trost und Halt. Dass ein Bedürfnis danach in einer hohen Masse

besteht, zeigt die Analyse mit aller Deutlichkeit. Für die Kirchen stellt sich dabei die unbequeme Frage, weshalb diese Leute nicht mehr zur Predigt gehen. Ist es die Unverbindlichkeit des Fernsehkonsums, das Verbleibenkönnen in einer vertrauten Umgebung, die Kürze der Besinnung, der ersparte Gang an einen Ort, der einem aus irgendwelchen Gründen unbeliebt gemacht worden ist? Eines fällt auf: Viele sehen «Das Wort zum Sonntag» als Predigersatz an, als Möglichkeit also, Christentum zu praktizieren. Es müsste aus diesem Grunde zum Auftrag der «Wort-zum-Sonntag»-Redner werden, den Zuschauern die Unmöglichkeit dieser Ersatzhaltung klar zu machen. Kirche findet nicht – auch Ressortleiter Dr. Guido Wüest hat dies jüngst deutlich erklärt – im Fernsehen statt, sondern dort, wo sich eine Gemeinde bildet. Dass bei den in der Analyse festgehaltenen Aussagen keine einzige ist, die durch «Das Wort zum Sonntag» Anregung zum Besuch des Gottesdienstes erhalten hat, scheint mir auf einen schweren Mangel in der Thematik hinzuweisen.

Der Erfolg kam nicht von selbst

So schwer es ist, die Ursachen der Beliebtheit der religiösen Sendung am Samstagabend anhand des statistischen Materials und letztlich auch an den Zuschaueraussagen zu analysieren, so einfach ist das Rezept der Verantwortlichen jetzt wahrscheinlich für die Zukunft des «Wortes zum Sonntag». Den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, wird die Devise sein müssen. Das braucht mit Konservatismus und Auf-den-Lorbeeren-Ausruhen überhaupt nichts zu tun zu haben. Am «Wort zum Sonntag» ist in den letzten Jahren sehr viel gearbeitet worden. Fernsehen und Kirchen haben zu einer sinnvollen Zusammenarbeit gefunden, deren Früchte sie jetzt ernten können. Die Sprecher wurden nicht nur sorgfältig ausgewählt – nicht jeder Pfarrer eignet sich für den Bildschirm –, an Kursen und Seminarien ausgebildet und trainiert. Bezahlt gemacht hat sich auch die in Tat umgesetzte Ansicht, dass «Das Wort zum Sonntag» nicht allein verkündigenden Charakter haben dürfe, sondern ein Wort von Christen in den Alltag hinein sein müsse. Die Bezugnahme auf die Tagesaktualität scheint bei den meisten Zuschauern erwünscht zu sein, zumindest solange, als sie keine politischen heissen Eisen aufgreift. Hier schlägt dann das Wohlwollen sehr schnell in Ärger um. Es wird gerade dies eine Überlegung der Verantwortlichen der Kirchen für die Zukunft sein müssen, wie weit sie sich hier zu Kompromissen bereit erklären oder – auf Kosten der Zuschauerbeteiligung und damit auf das Risiko hin, vom Fernsehen auf eine schlechtere Sendezeit gesetzt zu werden – als Stimme in der Welt profilieren wollen. Das sind Fragen, die in einem ersten Freudentaumel über den unerwarteten Erfolg einer religiösen Sendung nicht untergehen dürfen.

Urs Jaeggi

Neues innenpolitisches Magazin

Die Abteilung Information des Fernsehens DRS hat für 1975 keine umwerfenden Neuerungen vor; immerhin wartet sie mit einigen doch nicht so kleinen Änderungen auf. Der grosse Schub steht für 1976 bevor, weil dann die *Tagesschau* auf 19.30 Uhr vorverlegt wird. Noch nicht realisiert wird die mit der *Tagesschau* zu koordinierende Sendung *Aktuell*. An die Stelle der *Antenne* tritt für die Dauer eines Jahres der *Bericht vor acht* (Leitung: Peter Schellenberg). Er enthält nur noch einen einzigen Beitrag pro Sendung und steht von Montag bis Donnerstag um 19.40 Uhr im Programm. Die *Rundschau* wird 1975, jeweils am Dienstag, nur noch aussenpolitische Themen behandeln. Dagegen übernimmt *CH*, eine eigenständige Sendung am Freitag um 21.05 Uhr, den innenpolitischen Teil der *Rundschau* und den bisherigen

Bericht aus Bern. Vorgesehen ist, aus dem Stab der *Antenne* 1976 nicht nur das *CH*, sondern auch die *Rundschau* personell zu verstärken. Zum Themenkreis von *CH* (Leitung: Marco Volken) gehören schweizerische Innenpolitik, Sozial- und Wirtschaftspolitik und wegweisende Ereignisse und Entwicklungen auf kantonaler und kommunaler Ebene. *Blickpunkt Region*, bisher ein Bestandteil der *Antenne*, wird künftig als selbständige Sendung von Montag bis Freitag um 19 Uhr geführt (Leitung: Beat Hierholzer). Der *Kassensturz* rückt in die Hauptsendezeit (jeden zweiten Montag um 20.20 Uhr) und erfährt eine Ausdehnung auf 30 Minuten. Auf die Nationalratswahlen hin sind fünf bis sechs Informationssendungen geplant. Klar umrissene Themen will man dann konsequent durchdiskutieren. Der Stimmbürger soll Informationen über Parteien und Programme erhalten, um sich entscheiden zu können. *Heidi Abel sucht Plätze für Tiere* künftig nicht mehr von der Abteilung Unterhaltung, sondern von der Abteilung Information aus (Freitag, 19.40 Uhr).

Im Ressort Sport (Leitung: Martin Furgler) stehen für 1975 nur zwei grosse, internationale Titelkämpfe bevor: die Weltmeisterschaft im Radquerfeldein (am 26. Januar) und die Europameisterschaft im Kunstturnen Ende Mai. Dennoch beträgt der Anteil am Gesamtprogramm des Fernsehens voraussichtlich etwa 13%. Das erarbeitete Potential des Ressorts Sport soll dazu führen, dass es in absehbarer Zeit zu einer eigenen Abteilung umgestaltet wird. Die Magazin-Sendung *Sport 75* wechselt vom Dienstag auf den Montag und vom einwöchigen zum zweiwöchigen Rhythmus. Im Vorabendprogramm angesiedelt wird die neue Sendung *Sportkalender* (Leitung: Arthur Hächler). Jeden Donnerstag stehen um 19.10 Uhr 25 Minuten zur Verfügung, um eine sportliche Brücke von Wochenende zu Wochenende zu schlagen, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der jugendlichen Zuschauer. Sepp Burri

Genormtes Ritual

Krimiserie «Hawaii Fünf-Null» (Fernsehen DRS) nah gesehen

Fünf Männer blicken finster auf ihre Pokerkarten und dann reihum. Die wortkarge Auseinandersetzung bringt es an den Tag. Einer von ihnen ist pleite. Ende des Spiels um Geld. Er verlässt nachdenklich das Lokal, entdeckt dann, zufällig, einen Fernseh-Übertragungswagen, geht zu ihm hin, schaut hinein. Mit einem Schlag kommt die Erleuchtung: versteckte Kameras, Falschspiel, daher sein Missgeschick. Kurzentschlossen kehrt er ins Haus zurück. Ein Liebespaar, das sich am Strand tummelt, hört zwei, drei Schüsse. Autos fahren weg. Die beiden nähern sich ängstlich dem Haus, öffnen behutsam die Tür, starren auf die Leiche. Das Mädchen stösst den obligaten Schreckensschrei aus. Soweit der Handlungsvorspann zu einem Beitrag aus der Krimiserie «Hawaii Fünf-Null».

Über den Schrei bricht förmlich der für die ganze Serie gleiche Titelvorspann herein. Zackig im Rhythmus der Musik wechseln die Bilder, alles mächtig überdreht, Steve McGarrett und seine Leute sind alsogleich zur Stelle; in spätestens 40 Minuten werden sie den Mörder zur Strecke gebracht haben. Der Rhythmus bleibt rasend. Da wird gezoomt, geschnitten und gegengeschnitten, die Kamera schaut auf die Unterlieger herab und zu den Siegern empor. Der Duft der grossen weiten Welt haucht über die Ferien- und Spekulantinsel Hawaii hinweg. An ihre Ufer werden auch die dubiosen Gestalten von Unterwelt und High Society gespült: Animierdame, Barbesitzerin, Glücksspieler, Rechtsanwalt, Sängerin, Dealer, Kidnapper, Bankdirektor. Alle geraten sie ins Zwielficht, wenn es gilt, einen Mörder zu fassen; alle tapfen sie daneben, wenn sie auf eigene Faust ihre Rechte suchen; alle unterliegen sie schliesslich dem immer noch schnelleren McGarrett, dem weissen Mann mit dem durchtrainierten Körper, mit einem auch in heikelsten Situationen knitterfreien Anzug

und fein säuberlich zurechtgekämmter Frisur. Ein Mann, den man für den erfolgreichen Frauenhelden halten könnte, würde er sich durch sein stocksteifes Benehmen den hübschen Mädchen gegenüber nicht selbst entlarven. Erotisch heikle Missionen übernimmt dagegen einer seiner Leute, der etwas weniger adrette Danny Williams. Der Erfolg in Sachen Erotik geht konstant daneben, der kriminalistische Erfolg ist gering. Den grossen Sieg trägt alleweil McGarrett davon.

«Hawaii Fünf-Null» ist ein Paradebeispiel aus den amerikanischen Kriminalserien für Stereotype, grobe Verzerrungen, Vorurteile, undifferenzierte oder fehlende psychologische und gesellschaftliche Motivierungen, von einer logisch durchdachten Story ganz zu schweigen. Zum Beispiel die Frauen: Sie erscheinen als moralisch unterentwickelte Animier- und Freudenmädchen, als dümmlich-naive Sekretärinnen, als biedere Hausfrauen, kurzum als kreischendes, mit Sex versetztes Beigemüse. Denken haben sie scheinbar nie gelernt, ihr Erinnerungsvermögen ist mangelhaft, ihre Artikulationsfähigkeit unterentwickelt. Ohne Zweifel, es gibt Ausnahmen; auch Frauen bekommen mal eine Hauptrolle im ungleichen Kampf zwischen Polizei, Gangstern und Verdächtigen. Da ist die Polizeiagentin, die einen Goldschmuggler ködert; oder die süchtige Sängerin, die unbedingt «Stoff» braucht; oder die gerissene Sekretärin, die einen Überfall plant; oder die Ehefrau eines Ermordeten, die das entscheidende Stichwort statt der Polizei ihrem Schwager verrät. Der triumphierende Sieger bleibt trotz allen Widerständen McGarrett. Die Frau kommt erwartungsgemäss unter die Räder: Die Agentin geht ins Netz des Goldschmugglers, McGarrett schiesst sie heraus; die Sängerin sucht den «Stoff» auf eigene Faust, findet ihn, übrigens bei einem Wrack von einem Mann, und verendet kläglich; der weibliche Gangsterboss, die ihre Anweisungen, ebenfalls ein bezeichnendes Merkmal, auf Tonband spricht, es langsamer abspielt, so dass ihre Stimme wie diejenige eines Mannes klingt, auch diese Frau wird von McGarrett bezwungen; und schliesslich die Ehefrau, die durch ihr fatales Verschweigen zwei weitere Tote und einen verletzten Schwager zurücklässt. Die Frauen scheitern durchs Band, wenn nicht an irgendeinem Mann, dann an Supermann McGarrett.

Immerhin noch besser als die Frauen kommen die Farbigen weg. Sie dürfen auf allen sozialen Stufen, in allen Berufen und in allen drei Personengruppen (Polizei, Gangster, Verdächtige) agieren. Der Held aber ist immer der weisse McGarrett. Selbst seinen farbigen Untergebenen gestattet er nur Zuträgerdienste. Das Vorurteilsspektrum gegen Farbige bleibt auch sonst gewahrt; alle die Gangster und die Verdächtigen sind ausnahmslos dubiose Gestalten, denen man zunächst einmal misstraut.

Was da an unterschwelligem Lieblosigkeiten über Frauen und Farbige herniederprasselt, hat System. Was im Gewand der problemlosen Krimiunterhaltung daherkommt, kann doch im Ernst nicht ohne Absicht sein. Die Moral der Geschichten tritt handfest zutage, wenn McGarrett nach vollbrachter Tat die Zensuren verteilt. Da ist dann von Recht und Gesetz und Gott die Rede. «Hawaii Fünf-Null» entpuppt sich als Verherrlichung eines autoritär-patriarchalischen Gesellschaftssystems, an dessen Spitze der Oberpolizist McGarrett thront, die göttliche Inkarnation der Bürgerordnung, weiss seine Weste, unbesudelt auch seine braunbesonnte weisse Haut. Mal für Mal vollzieht sich auf dem Bildschirm ein genormtes Ritual, in das die immer gleiche Botschaft vom Sieg des angeblich Guten über die Bösen der Nation verpackt wird.

Sepp Burri

Was Hänschen nicht lernt ...

Unter dem Titel «Was Hänschen nicht lernt...» bereitet das Fernsehen DRS einen 45minütigen Dokumentarfilm über Vorschulfragen vor. Für das Buch zeichnen Ellen Steiner und Christian Senn, für die Gestaltung ist Christian Senn verantwortlich. Ausstrahlung: 1975.